

Literatur

Das Mädchen-Programm

Rainer Maria Rilke korrespondierte mit Eva Cassirer von 1904 bis 1926. Der vorliegende Briefwechsel zeigt, dass die Pädagogin den Dichter nicht nur finanzierte, sondern auch erforschte.

Die Rilke-Forschung beginnt mit den Frauen um Rainer Maria Rilke. Früher als andere und auch genauer verstehen sie seine Gedichte. Nicht in einem unmittelbaren Sinn, sondern offen für die poetische Kontrolle, die Rilke ihren Gefühlen – und ihren Liebeslektüren – abverlangt. Meist dienen die Briefwechsel als Exerziten. Die Frauen gehen bereitwillig darauf ein, sich in seinem Stil zu üben, denn sie spielen in den Briefen eine große Rolle. Ihre seelischen Komplikationen nimmt Rilke zum Gegenstand und arbeitet damit. Mit der Pädagogin Eva Cassirer korrespondierte Rilke zwischen 1904 und 1926; sie veröffentlichte 1957 eine große, nie beachtete Studie seiner Werke. Rilke hatte sie darauf vorbereitet. Mit Recht tritt in dem nun vorliegenden, von Sigrid Bauschinger vorzüglich edierten Briefwechsel nicht die Gönnerin Rilkes entgegen, als die Eva Cassirer bisher gilt, sondern die Gestalt einer erstaunlich freien Leserin.

Rilke erklärte ihr im Jahr 1913, als sie sich ihrer offenen privaten Mitteilungen schämt: „Spricht aber einer dann und wann von dem, was ihn aufbaut oder an seinem Aufbau zehrt, so hör ich's und lern's und nehm's mir unendlich zu Herzen.“ Das geschieht in Form gedanklicher Spekulationen, in denen Rilke sein Wortmaterial schafft. Die Alltagswendung „sich etwas zu Herzen nehmen“ erhält die Bedeutung poetischer Aneignung: „So empfand ich auch Ihren Brief, so bleibt er in meiner Erinnerung, kaum noch Ihriges bedeutend, sondern Meines, das ich Ihnen verdanke.“ Rilke findet epistolarisch zur Sprache seiner Werke.

Die Frauen machen mit, denn sie bemerken, dass Rilke dem Wort einen neuen Raum gibt. Sie halten sich an seine Sprache, damit können sie leben. „Jedes Wort geht in mein Blut über. Ich begreife es, wie sonst nichts in der Welt“, sagt Eva Cassirer. Dabei sind Rilkes Verhältnisse mit seinen Frauen höchst individuell, und unterschiedliche Hauptwörter prägen die Korrespondenzen. Geht es in den Briefen, die Rilke Anfang 1914 mit der Pianistin Magda von Hattingberg wechselt, um das freudige „Herz“, so erweitert er zur selben Zeit in den Briefen mit Eva Cassirer, die den Bildungsgang einer jungen Frau prägen, das Vokabular entschieden. Zunächst um das Wort „Mädchen“, das sie, neunzehnjährig, als die Briefe einsetzen, für Rilke ist. Das Wort besitzt durch Rilkes Verwendung einen historischen, vom heutigen Gebrauch abweichenden Sinn. Rilke hegte, sprach er von „Mädchen“, Erwartungen an eine Vollkommenheit, ohne an sie, weil sie sich noch nicht bewähren musste, Ansprüche zu stellen. „Sie sind, glaub' ich, hinter nichts von dem, was ich Ihnen zuschrieb, zurückgeblieben, nur leisten Sie's jetzt und damals stand es über Ihnen wie Sternenhimmel und war unberührbar und nur zu greifen als Menge der Zukunft.“ Das Mädchen wird zum Programm der erwachsenen Frau.

Rilke litt mit den Freundinnen

Rilke litt mit seinen Leserinnen und seinen Freundinnen. Was er ihnen anbot, war die artistische Spekulation, die zu solchen Kunstwörtern führte. Damit sollten sich die Frauen emanzipieren können von ihrem Leiden in den Familien, unter ihren Männern. Das Wort „Mädchen“ etwa gab ihnen die Distanz, die sie für ihre Befreiung benötigten, denn dann liebte man, ohne bedrängt zu werden (und ohne zu bedrängen). Eva Cassirer, die Schwägerin von Paul Geheeb, dem Begründer der Odenwaldschule, fügte sich Rilkes Vorstellung. Ihr Beispiel zeigt, dass zum Kern der Reformpädagogik die Möglichkeit gehörte, artistisch und von der Kunst her Nähe in genau solcher Distanz zu erleben. Zwischen 1917 und 1933 arbeitete Eva Cassirer als Lehrerin in der Odenwaldschule.

Große Wörterkonstellationen entstehen in Rilkes Briefen an Cassirer. Der „Tod“ verbindet sich etwa in Rilkes Gedichten motivisch mit den Mädchen – die Todgeweihten gehören in die Kultur der Zeit. Doch selbst „Tod“ nimmt einen neuen Sinn an – als radikale Künstlichkeit des den Gedichten eigenen „inneren Mädchens“. Das „Meer“ prägt weiterhin das Vokabular, ebenso die „Sterne“, Blumen, das Adjektiv „rein“ – und das Wort „Stelle“, das später im Gedichtzyklus „Die Sonette an Orpheus“ von 1922 wieder auftaucht. An die im Tod mit Orpheus verbundene Tänzerin richten sich die Zeilen: „Du wußtest noch die Stelle, wo die Leier / sich töndend hob“. Was ist das für eine „Stelle“? Und wie entsteht sie? Wie kann sie in den Briefen vorbereitet sein?

Ein Brief Rilkes an Eva Cassirer Anfang des Jahres 1907 gibt Aufschluss. Rilke hatte seiner Freundin aus Capri eine Karte geschickt, die eine getrennt geschickte Sendung seiner Bücher begleiten sollte; auf der Karte notierte er lediglich das Wort „Weihnachten“. Die Bücher kamen nicht an, doch die Adressantin sah sich veranlasst, an früher geschenkte Rosen zu denken. Das löst nun Rilkes Sprachspekulation aus: Es gebe

eine „Stelle“ in ihrer Erinnerung, wo das eine (fehlende) Geschenk das andere aufgerufen habe. An diese Erinnerungen-„Stelle“ werde er Weiteres legen, auch Briefe und dann vor allem seine Gedichte, die die Briefe ersetzen sollten. Das Wort meint nun – in der Konstruktion der (auch vorzukünftigen) Erinnerungen – einen Ort für Texte. Immer wieder taucht in den Briefen das Wort auf und erfährt eine Präzisierung zugunsten der Konzentration, die jene Texte auszeichnet. Zuletzt wird die „reine“ Ortlosigkeit zum Merkmal der „Stelle“. So zubereitet kann sie in den „Sonetten an Orpheus“ den Ort der absoluten, „tödlichen“ Kunst bezeichnen.

Eine Allianz der Wörter

Das Wort tritt poetisch umgeformt ins Leben der Freundin; zunächst als Rat Rilkes, im Ausgang des Mädchen-Alters sich auf ihre (bemessenen) Fähigkeiten zu beschränken: „Das Größeste braucht fast keinen Raum: erinnern Sie sich nicht, es zwischen den Blättern einer Blume erkannt zu haben? Irgendwo, wo kaum eine Stelle war, hielt es sich durch ein Wunder, durch dasselbe Wunder, durch das es im Unendlichen besteht, wo auch wieder keine Stelle ist.“ Um ihr dann als Lebensinterpretament überhaupt zu dienen, als Maxime des Lebens der Tochter aus dem Berliner großbürgerlichen, jüdischen Haus Solmitz, die 1909 den Kunsthistoriker Kurt Cassirer heiratet und ihre Mitgift von 10 000 Mark Rilke für die Erziehung seiner Tochter Ruth schenkt.

Auch der 1911 geborene Sohn, die für sie fast tödlich verlaufende Fehlgeburt im Jahr 1917 sowie ein weiterer Sohn sind einbezogen. Ebenso ihre Arbeit als Erzieherin. In der Hingabe an Kinder liegt ihr Lebenskern; von diesem her deutet sie ihr äußeres Leben in Rilkes Netz neuer Wörter: „In dem Gedicht ‚Auferstehung‘ sprechen Sie davon, dass der Engel jenseits der Toten aus seiner Achselhöhle das herausnimmt, was in seinem Leben ganz rein geblieben ist, und immer hab' ich dann daran gedacht: wie ich zu dem Jungen bin und ihn erziehen möchte –, das ist die Stelle, an der ich sagen darf, dass sie rein ist.“ Die Wörter „Stelle“, „Tod“ und „rein“ sind in ihrem Leben endgültig eine Allianz eingegangen.

Rilke kehrt die Richtung des uneigentlichen Sprechens, das die Tropik lehrt, um: Das charakterisierende Bild (das Wort „Stelle“ etwa) gerät in die Gravitation des Charakteristischen, das zusehends ausgebaut und auf neue Weise konstruiert wird. Ein Gedankensystem prägt das Bild, und das Bild wird zu einem vom Bild sich entfernenden neuen Wort, das die Sprache, sei es des Briefs oder sei es des Gedichts, bestimmt. Das „Leben“ zieht in das symbolistische Sprechende ein, es ist ein gemachtes, bewussteres Leben und setzt sich an die in Bildern meist enthaltenen Vorurteile.

Die Korrespondenz reicht bis in Rilkes letztes Lebensjahr. Ihre Besonderheit liegt durchwegs in der Verbindung des Pädagogischen mit der Dichtung. Als hätte Rilke von Anfang an die Eva Cassirer gemäß Haltung eingenommen. Sie gehört in die Reihe von Frauen, denen er – sorgfältig von ihrer jeweiligen sozialen Lage her – helfen wollte.

Bei Eva Cassirer tritt er in diese Situation in zweitem Grad. Das „Mädchen“, das er in ihr anfangs sah, bewährte sich als gedankliche Figur, die sie später selbst auf andere übertrug. Sie bestimmt auch das Leseprogramm, das Rilke für Eva Cassirer entwickelte. Der Kanon spiegelt Rilkes Suche nach seiner den „Mädchen“ verwandten Kunst. Goethes Singspiel „Pandora“ gehört vor allem dazu: „es scheint mir fast alles darin zu sein, woran mein Einsehen jetzt arbeitet“; und „Der Idiot“ – „Dostojewskis wohl schönster Roman“: Der Fürst Myschkin erscheint in Rilkes literarischer (und nicht psychologischer) Lektüre der Schönheit Pandoras verwandt, eine Gestalt als reine „Schale“ des Seelischen. Solche Figuren eint das Vermögen, von einem einzigen und insofern künstlichen Sehpunkt aus die gewöhnliche Bilder- und Lebenswelt zu meistern. Tod und Krankheit werden hier gleichermaßen als willkürliche Eingriffe verstanden. Im Pädagogischen hat Rilke für Cassirer das Vermögen danach zu leben eingerichtet.

Nach ihrer Emigration kehrt Eva Cassirer zurück und setzt das 1935 unterbrochene Buch über Rilke fort. Die Studie ist genetisch, insofern sie die Entwicklung von Werk zu Werk nachzeichnet und insofern sie Rilkes Briefe heranzieht, die sie nach dessen Tod im Archiv lesen durfte. Doch in der Interpretation entfernt sie sich davon (wie sie auch die an sie gerichteten Briefe und die Freundschaft mit Rilke nicht erwähnt). Die Distanzierung ist indes höchst informiert. Weil sie die Quellen kennt, versteht sie die Werke, die sich davon befreien, um so genauer. Ihre Lektüren fördern – unerhört früh in der Forschungsgeschichte – eine Art Gedankenidiomatik zutage. Gegen den Trend der Zeit, Rilke philosophisch zu lesen, achtet sie auf die besonderen Konstruktionen (etwa die „orphische“ Verbindung von Leben und Tod), die mit den „neuen“ Wörtern in den Gedichten entstehen. Sie liest Rilke nicht von seiner Theorie her (wie man zu lange „Goethe aus Goethe“ deutete), sondern aus der Praxis, auf die es ihrem Freund allein angekommen war.

Rainer Maria Rilke, Eva Cassirer: „Briefwechsel“. Hrsg. und kommentiert von Sigrid Bauschinger. Wallstein Verlag, Göttingen 2009. 400 S., Abb., geb., 32,90 €.

Neue Sachbücher



Sich arrangieren können: Szene aus der Filmkomödie „Deine, Meine und Unsere“ (2005)

Foto Cinetext

Eile und Erziehung sind wie Feuer und Wasser

Schadet meinem Kind die Kinderkrippe? Warum kann es noch nicht sprechen? Ist es hochbegabt? Leidet es an einer Aufmerksamkeitsstörung? Woran erkenne ich sexuellen Missbrauch? Wie gehe ich mit einer Schullempfehlung um? „Das Elternbuch“ weiß Rat.

Der Konkurrenzdruck, den Eltern im Beruf erleben, befällt die Familien: Das Bestreben, das die eigene Sippe den sozialen Status halten soll, lässt Erziehung zum Wettbewerb um das klügste, schönste, sportlichste Kind werden. Diese hohen Erwartungen, verbunden mit einem zunehmend als unzureichend empfundenen öffentlichen Schulwesen, produzieren freilich auch das Gefühl des Ungenügens. Voller Selbstzweifel betrachten heute viele Eltern ihr eigenes Erziehungshandeln.

Elternglück – und damit Kinderglück – sieht anders aus. Die schwedische Autorin Anna Wahlgren hatte 2004 in ihrem „KinderBuch“, völlig unbeeindruckt vom deutschen Leistungsdruck in der Erziehung, die Summe ihrer Erfahrungen aus der Erziehung von neun eigenen Kindern präsentiert – oft humorvoll, manchmal poetisch. An ihren Erfolg will der Beltz Verlag mit dem „ElternBuch“ anknüpfen. Es bündelt Erkenntnisse der Erziehungswissenschaft, Psychologie, Medizin und Neurobiologie. Neben Wissenschaftlern zählen auch Lehrer, Schulleiter, Therapeuten und der Leiter eines Jugendgefängnisses zum Kreis der 50 Autoren.

Während man bei der Wahlgren-Lektüre meint, in der Küche einer älteren Freundin zu sitzen und sich von ihr erklären zu lassen, wie man Momente der Verzweiflung im Leben mit Kindern überwindet, wähnt man sich beim Lesen des „ElternBuches“ in einem modernen Beratungszentrum. Die Experten sitzen dort in ihren Büros mit wohlsortiertem Bücherregal (Literaturliste im Anhang). Man geht

von Tür zu Tür und stellt Fragen, auf die man abwägende, wohlbegründete Antworten erhält: Schadet meinem Kind die Kinderkrippe? Warum kann es noch nicht sprechen? Woran erkenne ich sexuellen Missbrauch? Soll es in eine Privatschule, eine Regelschule oder in ein Internat gehen? Ist es hochbegabt? Leidet es an AD(H)S? Wie helfe ich ihm, wenn es Mobbing-Opfer geworden ist? Wie gehe ich mit einer Schullempfehlung um?

Die hohen Anforderungen der Eltern an die Leistungen ihrer Kinder rücken am überzeugendsten die Grundschullehrerin Ute Andresen und die Potsdamer Rektorin Ulrike Kegel zurecht. Kegel weist darauf hin, dass nur das Kind angstfrei und freudig lernen kann, das das uneingeschränkte Vertrauen seiner Eltern in seine Fähigkeiten genießt. Der Schweizer Kinderarzt Remo Largo kam in den 30 Jahren seines Forschens zu der Erkenntnis, dass man Kindern nichts beibringen könne, wozu sie nicht bereit seien. Das bestätigt die Rektorin, die überdies meint, dass Noten und Vergleiche jungen Kindern eher schaden. Lehrer müssten jedes Kind bedingungslos anerkennen und eine Atmosphäre schaffen, in der jeder seinen Platz hat – unabhängig von seinen Leistungen. Verwundert stellt sie fest, dass „die gleichen Eltern, die von ihren Kindern ehrgeizig schulische Bestleistungen verlangen“, die Ranzen ihrer Kinder tragen – „so als würden die nicht unter einer anderen Last mehr leiden als unter der ihres Rucksacks“.

Andresen beschreibt als Voraussetzung des Glücks in der Schule den Reifungsprozess des Vorschulkindes: Selbstsicherheit und Gelassenheit (anstatt der Angst, den Eltern nicht zu genügen); Fingerfertigkeit im Umgang mit Schere, Kleber, Buntstiften; sich als tüchtig erlebt zu haben, Misserfolg auszuhalten. Bei alldem erinnert sie daran, dass das Kind ein Recht darauf hat, im Jetzt glücklich zu sein. Wer es drillt, opfert die Gegenwart im Tausch gegen erhofften Erfolg in der Zukunft, der trotzdem ungewiss bleibt.

Die Debatte über das nötige Maß an Autorität und Gehorsam, die mit Bernhard Buebs „Lob der Disziplin“ ihren Ausgang nahm und die Michael Winterhoff mit

„Warum unsere Kinder Tyrannen werden“ weiterführte, findet ihren Niederschlag mit einem Beitrag des Erziehungswissenschaftlers Wolfgang Bergmann, der ein entschiedener Gegner der Thesen beider Autoren ist. Auch er ist zwar der Ansicht, dass Kinder Grenzen brauchen, meint aber, dass sie nur aus Liebe zu den Eltern wirklich gehorsam seien – nicht, weil sie dazu gezwungen würden. Zur Entschärfung von Konflikten, die er im Übrigen für völlig normal hält, rät er zu weniger Hektik und mehr Respekt vor den Tätigkeiten des jeweils anderen Familienmitglieds, zu überschwenglicher Versöhnung nach jedem Streit oder Missgeschick und zur Betonung der Gemeinsamkeit von Eltern und Kind bei schwierigen Aufgaben („Wir zwei beide“).

Keinesfalls auf die leichte Schulter nimmt das Kapitel über Trennung und Scheidung die Folgen für die Kinder. Es zitiert die beiden zentralen amerikanischen Untersuchungen über die Langzeit-Konsequenzen (Hetherington/Kelly und Wallerstein/Lewis/Blakeslee) und verschweigt nicht, dass Bindungsängste und seelische Schwierigkeiten häufiger bei Kindern aus Trennungsfamilien vorkommen. Erwähnt wird aber zugleich auch der Befund, dass die meisten Kinder dieses Ereignis auf lange Sicht gut verkraften. Es mahnt in Trennung befindliche Eltern, in Erziehungsfragen zu kooperieren, sich gegenüber dem Kind absolut verlässlich zu zeigen, Routinen einzuhalten, den anderen Partner nicht vor den Kindern schlechtzumachen oder herabzusetzen – für Hochkonflikt-Paare alles andere als selbstverständlich.

Die Pubertät ihrer Kinder ist auch für Eltern eine Achterbahnfahrt der Gefühle: Drogen, Magersucht, Selbstverletzung, Kriminalität, das Abgleiten in die rechtsextrême Szene (warum nicht in den Linksextrémismus?) sind nur die härtesten Herausforderungen, denen die Herausgeber des Buches jeweils ganze Kapitel gewidmet haben. Die Akzeleration, die die Geschlechtsreife immer früher einsetzen lässt und damit die mittlere Kindheit zusehends verkürzt, wünscht sich manche Mutter oder mancher Vater da rückgängig gemacht: Die Kindheit, die heute auf zehn oder zwölf Jahre zusammenschmilzt, er-

scheint gegenüber der Jugend geradezu als Spaziergang.

Einen überraschenden Aspekt steuert Micha Brumlik, einer der Herausgeber, mit seinen Thesen zur religiösen Erziehung bei. Wie in der Sexualerziehung auch müssen Eltern hier bewusste Entscheidungen treffen. Denn nicht in jeder Partnerschaft ist es selbstverständlich, welche Rituale in der Familie gefeiert und welche Glaubensinhalte an die Kinder weitergegeben werden sollen. Brumlik, sonst des Lobs traditioneller Erziehungsmodelle unverdächtig, beschreibt anhand von Studien, dass religiös erzogene Kinder und Jugendliche seelisch und körperlich gesünder, stressresistenter, weniger aggressiv, disziplinierter und leistungsorientierter seien als nichtreligiöse. Freilich könne eine konsequent säkulare Werteverziehung ähnliche Wirkung haben, gesteht er zu. In dem von Brumlik als Gegenrede zu Bueb herausgegebenen Band „Vom Missbrauch der Disziplin“ hatte er noch den von dem Salemer Schulleiter propagierten Erziehungsstil, der nach dessen Ansicht zu ähnlichen Ergebnissen führen soll, verteuft.

Das „ElternBuch“ als Ganzes bewegt sich auf schmalen Grat: Zwar nährt es nicht den Machbarkeitsglauben anderer Ratgeber, die wie Bedienungsanleitungen für kleine Menschen daherkommen. Doch lebt auch dieses Buch mit seinem enzyklopädischen Anspruch von der Hoffnung, die es selber weckt: dass mit seiner Kenntnis die Entwicklung eines Kindes in die gewünschte Richtung gelenkt werden könne.

Kindheit ist heute permanentem Zeitdruck ausgesetzt. Eltern sorgen sich, ob ihr Kind seine Entwicklungsschritte altersgerecht bewältigt, drängen es zu schnellem und frühem Kompetenzerwerb, arrangieren Förderangebote im Stundentakt. Dabei sind Eile und Erziehung wie Feuer und Wasser: Immer dann, wenn man mit Kindern Zeit gewinnen will, verliert man sie. Lässt man sich aber auf ihr Tempo ein, gewinnt man Augenblicke des Glücks.

UTA RASCHE
Sabine Andresen, Micha Brumlik, Claus Koch (Hrsg.): „Das ElternBuch“. Wie unsere Kinder geborgen aufwachsen und stark werden. 0-18 Jahre. Beltz Verlag, Weinheim 2010. 636 S., geb., 29,95 €.

Der Proust-Fan soll vom Archiv weggelockt werden

Suchmaschinen sehen uns an: Ein Sammelband entfaltet die panoptische Perspektive von Google

Die Welt ist natürlich keine Google. Auch heute kann man noch Kontakt zur Wirklichkeit aufnehmen, ohne den Suchmaschinenpfad betreten zu müssen. Doch nie zuvor stand der Zugang zum Wissen so sehr im Zeichen eines einzelnen Unternehmens, das mit seinem scheinbar indifferenten Suchalgorithmus allenthalben seine stille Deutungsmacht ausübt.

Die Vorstrukturierung der Wahrnehmung durch eine Firma, die sich fast ausschließlich aus Werbeinnahmen finanziert; das von Google zum oft nachgeahmten Muster erhobene Prinzip der Gratisleistung mit hintergründigem Verwertungsgedanken; die großflächige Delegation des Denkens an Algorithmen und die maschinelle Hierarchisierung der Wirklichkeit: diese vielfache und nicht immer interesselose Filterung der Wirklichkeit wird inzwischen jedoch nicht mehr nur blauäugig bestaunt.

Der Sammelband „Deep Search“ diagnostiziert in bisher ungekannter Einstimmigkeit die an sich kaum überraschende Erkenntnis, dass im Zentrum Googles nicht Aufklärung und Idealismus, sondern gewerbliche Ziele stehen, und er zieht den Schluss, dass die großen Suchmaschinen

als monopolisierte Ordnungsinstanzen der Datenflut nur bedingt geeignet sind, aber richtige Alternativen noch nicht zur Verfügung stehen.

Obwohl nicht durchgängig im Sinne der Anklage verfasst, summieren sich die verschiedenen Beiträge zu einer umfassenden Kritik: Ausdruck des Erschreckens angesichts der panoptischen Perspektive Googles, das vom Wohnort über die Körpermaße bis zur Krankenakte und zum Kommunikationsverhalten in fast alles Einsicht nimmt und seine Gratisdienste gezielt aufbaut, um immer weitere Privatdaten zu Werbezwecken zu ermitteln. Ärger über den „Rentier des Wissens“, der parasitär fremde Leistungen zum eigenen Profit abschöpft. Degout an dem Kulturfleiß, den keine Passion mit seinen Datensammlungen verbindet.

Unbehagen an der Indifferenz des großen Antihemeneuten, in dessen algorithmischem Inneren kein Takt und kein Feinsinn walten. Anklage mangelnder bibliographischer Sorgfalt im Umgang mit Büchern. Einspruch gegen das Vorurteil, Google könne auch nur annähernd alle Bücher digitalisieren. Das pointierte Resümee des niederländischen Medienpu-

blististen Geert Lovink: „Google geht es nicht um das Eigentum an Emile Zola. Seine Absicht besteht eher darin, den Proust-Fan vom Archiv wegzulocken. Vielleicht besteht Interesse an einer coolen Stendhal-Tasse, dem Flaubert-T-Shirt in XXL oder einem Sartre-Kauf bei Amazon.“ Seines idealistisch-experimentellen Nimbus entkleidet, steht der Suchmaschinengegänger als nackter Profitmaximierer und falscher Freund da, der in Wirklichkeit bezahlpflichtige Geschenke verteilt. Dienst gegen Profil. Das Neue, das Google brachte, lag in dem minimalen, auf den Suchschutz beschränkten Design und dem vom wissenschaftlichen Zitatindex abgeschauten Ordnungsprinzip, das Listenplatzierungen nach der Anzahl der Verweise vergibt. Auch hier zeichnet der Band das eher skeptische Szenario eines drohenden oder längst schon erreichten Auswuchses des Populären als Wertmaßstab, eine Tyrannei des Massenhaften, die Bekanntheit als obersten Wert inthronisiert und fälschlich mit Qualität gleichsetzt. Im Politischen erscheint die Anfälligkeit der Suchmaschinen für politische Instrumentalisierung als größtes Problem.

Die im Untertitel avisierte Emanzipation von Google kann das Buch nicht durchgängig einlösen. Es ist darin Spiegel der Wirklichkeit, in der Alternativen, wie etwa das europäische Großprojekt Quaero, auf der Stelle treten. Für den Wunsch nach Übersichtlichkeit in der Datenflut empfehlen Felix Stalder und Christine Mayer die Entwicklung von personalisierten Suchergebnissen.

Den Anspruch auf Tiefe, der im Titel anklingt, erfüllen noch am ehesten die medienhistorischen Essays, die manche hohle Nuss der Medienrhetorik knacken. Weniger gelingt er den theoretischen Reflexionen, die meist nur dem vielfach Geäußerten oder dem unkontroversen Appell ein Echo geben. Originell liest sich immerhin das Plädoyer Geert Lovinks, der den Ausweg aus der unmündigen, suchmaschinen-gesteuerten Konsumentenhaltung nicht im wiederum Technischen, sondern in der europäischen Tugend der Grantigkeit sieht und anstelle der Frage „Was können wir wissen?“ die Variante „Was wollte ich wissen?“ als regulative Idee jedes Suchvorgangs vorgibt.

THOMAS THIEL
Konrad Becker, Felix Stalder (Hrsg.): „Deep Search“. Politik des Suchens jenseits von Google. Studienverlag Innsbruck, Innsbruck 2009. 240 S., br., 24,90 €.